

Gewalt in der Paarbeziehung – was bedeutet sie für die Frühe Hilfe?

Bei Kinderschutz und Prävention wird oft vorrangig über Bedingungen gesprochen, die zu Misshandlung oder Vernachlässigung eines Kindes führen könnten, bis hin zu Kindeswohlgefährdung. Die Beziehung der Eltern zu einander wird selten eigens zum Thema, geht es doch bei der sozialen Arbeit und insbesondere der Arbeit der Frühen Hilfen darum, Eltern bei der Ausübung ihrer Erziehungsverantwortung zu unterstützen. In diesem Vortrag soll der gegenwärtige Wissenstand über Gewalt in Paarbeziehungen zusammengefasst und über deren Auswirkungen auf Kinder, gerade auch sehr junger Kinder, reflektiert werden. Dabei gilt es sowohl um die Belastung durch miterlebte Gewalt als auch um das Erleben von Schutz und Hilfe.

1. Einleitung: Was ist häusliche Gewalt? Warum ist sie ein Thema für die Frühe Hilfe?

Gewalt im Geschlechterverhältnis gehört zu unserem Alltag, obwohl – vielleicht auch weil – wir sie oft nicht merken und nicht sehen. Heute wollen wir insbesondere um Gewalt in der Paarbeziehung sprechen, und wie sie sich auf Kinder auswirken kann, die sie direkt oder indirekt miterleben.

Sie sind zu einer Tagung über **häusliche Gewalt** eingeladen. Dieser Begriff etablierte sich in Deutschland aus der Kooperation unter Fachkräften und Institutionen heraus, weil er sich als hilfreicher gemeinsamer Nenner herausstellte, um abgestimmtes Handeln zu ermöglichen. „Häusliche Gewalt“ wird demnach verstanden als Gewalt zwischen Erwachsenen, die in einer Paarbeziehung leben oder gelebt haben. Sie ist „häuslich“ (d. h. sie durchdringt das Zuhause und prägt das alltägliche Leben), obwohl die Gewalt auch an anderen Orten ausgeübt wird. Auch Beziehungen ohne Zusammenleben sowie ehemalige Beziehungen können vergleichbare Formen von Gewalt aufweisen.

Inzwischen hat allerdings die Istanbul Konvention (2011 von den 46 Mitgliedsländer des Europarates verabschiedet) den Doppelbegriff „Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt“ festgelegt, wobei „geschlechtsspezifische Gewalt verstanden wird als Gewalt, die sich gegen Frauen richtet, weil sie Frauen sind, oder die Frauen unverhältnismäßig stark betrifft“. Ich bevorzuge allerdings dafür den Begriff „Gewalt im Geschlechterverhältnis“, denn Gewaltausübung an sich ist weder durch das Geschlecht verursacht noch darauf begrenzt. Alle Menschengruppen können zu allen Gewaltformen – physisch, psychologisch, sexuell, ökonomisch – greifen. In der Konvention umfasst häusliche Gewalt „alle Gewaltformen innerhalb der Familie oder des Haushalts oder zwischen (ehemaligen) BeziehungspartnerInnen“; dazu gehört ja Gewalt, die Männer oder Kinder erleiden.

Kindesmisshandlung und Vernachlässigung, obwohl sie ebenfalls in der Familie stattfinden und damit „häuslich“ genannt werden können, haben eine andere Dynamik und erfordern andere Interventionen. Es ist daher nicht sinnvoll, den gleichen Begriff zu verwenden. Zweifellos kommen Partnergewalt und Kindesmisshandlung häufig zusammen vor, d.h die Dynamiken überschneiden sich. Es bleibt jedoch wichtig, den Fokus der Aufmerksamkeit zu klären, und dafür die unterschiedlichen Begriffe hilfreich.

Die heutige Veranstaltung richtet unseren Blick auf häusliche Gewalt im Sinne von Gewalt in der Paarbeziehung. Die sich daraus ergebenden Gefahren für das Kindeswohl werden zu wenig in Betracht gezogen, wenn über Kinderschutz, Prävention und frühe Hilfe diskutiert wird. Andererseits ist allerdings zu beachten, dass miterlebte Aggression oder Gewalt nicht automatisch eine Kindeswohlgefährdung ist. Ob belastende Erlebnisse zur erheblichen Schädigung eines Kindes führen werden, ist eine ausgesprochen diffizile Einschätzung; bei

Gewalt in der Paarbeziehung dürfte es von großer Bedeutung sein, ob und wie gehandelt wird, um die Gewalt zu beenden. Was bedeutet dies für die Frühe Hilfe?

Vom wissenschaftlichen Beirat des Nationalen Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) wurde 2014 ein Leitbild verabschiedet. Darin wird recht viel über die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Familien, die Unterstützung und Stärkung gesagt, aber so gut wie nichts darüber, dass in Familien auch Gewaltvorkommt und wie die Frühe Hilfe ggf. damit umgehen kann oder soll. Augen zu und durch, oder Augen zu und weg?

Gewalt in der Paarbeziehung ist kein „Belastungsfaktor unter anderen“. Sie ist aus drei Gründen ist besonders belastend:

- Miterlebte Gewalt, insb. gegen die Mutter (zumeist die erste Bezugsperson) erschüttert das Erleben von Schutz und Geborgenheit und kann für ein Kind traumatisch sein,
- Das Erleben geschlechtsbezogener Gewalt verschleißt die kindlichen Vorstellungen über die Geschlechter mit Macht/Ohnmacht und mit hingennommener Missachtung,
- Wenn Gewalt im eigenen Heim stattfindet und sich niemand ihr entgegen stellt, muss ein Kind sich preisgegeben und verloren fühlen.

2. Die Problemlage: Womit haben wir zu tun?

Weltweit, so der Bericht über Gewalt und Gesundheit der Weltgesundheitsorganisation (*Krug u.a. 2002, neuere globale Daten 2018*), steht das Vorkommen von Gewalt mit dem Geschlecht des Opfers wie des Täters in engem Zusammenhang. Junge Männer werden Opfer der Gewalt durch andere junge Männer, was in vielen Ländern und in bestimmten Milieus ein hohes Maß an Verletzungen und Tötungen umfasst. Frauen erleiden ganz überwiegend Gewalt im sozialen Nahraum, vor allem durch Partner und ehemalige Partner, und der weitaus größte Teil häuslicher Gewalt wird von Männern gegen Frauen ausgeübt. Neuere repräsentative Befragungen im In- und Ausland bestätigen dies, ganz besonders dann, wenn der Schweregrad der Gewalt in der Analyse berücksichtigt wird.

Differenzierte Analysen der 2004 erhobenen nationalen Prävalenzdaten sprachen dafür, dass zwischen 6% und 10% aller Frauen durch den aktuellen Partner schwere bis sehr schwere Gewalt erleben. Kennzeichnend hierfür sind wiederholte Übergriffe, Verletzungsfolgen, und Angst oder Furcht. Zehn Jahre später fand eine EU-weit Survey (FRA – European Agency for Fundamental Rights 2014) für Deutschland – genauso wie im Durchschnitt der gesamte EU – dass von allen Frauen, die jemals eine Partnerbeziehung gehabt hatten, 22% körperliche und/oder sexuelle Partnergewalt seit ihrem 15. Lebensjahr erlebt hatten, davon 8% in den letzten 12 Monaten vor der Befragung.

Anders als vielfach angenommen ergab eine differenzierte Tiefenanalyse der deutschen Prävalenzdaten *keinen* Zusammenhang zwischen Partnergewalt und sozialer Schicht. Zwei Drittel der gewalttätigen Männer hat mittlere und hohe Bildungsabschlüsse, und waren auch nicht arbeitslos.

Es scheinen jedoch unterschiedliche Faktoren dazu beizutragen, die Wahrscheinlichkeit von Gewalt in der Paarbeziehung zu erhöhen, In der vertieften Datenauswertungen (Schrötle 2009) stellten sich einige Risikogruppen heraus. Schwere Formen der Gewalt waren häufiger bei

- 1) jüngeren Frauen ohne Berufsausbildung und mit geringen Ressourcen;
- 2) Frauen ab 45 mit höherer Bildung und Beruf (gleich hoch wie der Mann);
- 3) Frauen mit Migrationshintergrund (obwohl die Studien nicht repräsentativ für die eingewanderte Bevölkerung sind).

Bestätigt hat sich auch ein Ergebnis, das in verschiedenen Studien auch international immer wiederkehrt: Der wichtigste Risikofaktor dafür, Opfer von Gewalt zu werden – und das gilt wohl für alle Formen von Gewalkriminalität – besteht darin, schon einmal Opfer gewesen zu sein. Konkret bedeutet das: Ein Mädchen, das körperlichen oder sexuellen Übergriffen ausgesetzt ist und keine Schutz- und Veränderungsschritte ergreifen kann, hat zwei- bis dreimal so hohe Aussichten, später überfallen zu werden oder in der Partnerschaft Gewalt zu erleiden. Dies gilt auch für seelische Misshandlung, und dazu zählen wir auch, hilflos die Misshandlung der eigenen Mutter miterleben zu müssen. Gewalterleben in der Kindheit ist daher der stärkster Prädiktor für Frauen, Opfer von Partnergewalt zu werden.

Bei der Täterschaft sieht es ein wenig anders aus: nach unsere Auswertung des Forschungsstand zur Täterschaft 2010 scheint für spätere Täterschaft weniger das Gewalterleben in der Kindheit wirksam, viel eher ist es eine Aufwachsen bei gescheiterter Elternschaft, die beim Jungen die Bindungsfähigkeit beeinträchtigt, insbesondere wenn dies mit verzerrten Männlichkeitskonzepten zusammenfließt, die in der Adoleszenz in antisozialen Gruppen verstärkt werden.

Diese Erkenntnisse legen den Schluss nahe, dass die Prävention von häuslicher Gewalt, gesellschaftlich gesehen, vorrangig an zwei Stellen ansetzen muss: am Gelingen von Elternschaft in frühen Jahren, und bei den herrschenden Konzepten von Weiblichkeit und Männlichkeit, die darauf einwirken, wie belastende Kindheitserlebnisse mit Bedeutung versehen und lebensgeschichtlich verarbeitet werden. Anders gesagt: die Frühe Hilfe hat einen gesellschaftlichen Auftrag in Bezug auf Kinderschutz und Prävention, den sie aber nicht allein erfüllen kann.

Inwieweit findet sich dies Aufgabe im Selbstverständnis der Frühen Hilfe? Vom wissenschaftlichen Beirat des Nationalen Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) wurde 2014 ein Leitbild verabschiedet. Darin wird recht viel über die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Familien, die Unterstützung und Stärkung gesagt, aber so gut wie nichts darüber, dass in Familien auch Gewaltvorkommt und wie die Frühe Hilfe ggf. damit umgehen kann oder soll. Augen zu und durch, oder Augen zu und weg?

Doch ist dies keine Problemlage, bei der wir sagen könnten: Das sind eben Familien, in denen die aufsuchende Hilfe nicht arbeiten kann, da muss andere Hilfe greifen. Frühe Hilfen sind unweigerlich damit konfrontiert, denn:

- Wir können nicht ein Zehntel der Familien bei der frühen Hilfe außen vorlassen, zumal
- Kinder, die diese Gewalt miterleben, die höchste Risikogruppe für deren Fortsetzung sind, und
- Eine „diagnostische“ Ausgrenzung durch soziale Merkmale nicht realitätsgerecht ist.

Anders als z.B. bei Suchterkrankungen bietet sich eine Überweisung an ein anderes Hilfesystem in aller Regel nicht an. Wer in die Familie hineingeht und Hinweise auf Gewalt sieht oder verspürt, muss sich dazu verhalten. Denn für die Betroffenen von Gewalt, ob Erwachsene oder Kinder, ist zur Bewältigung solcher Erlebnisse entscheidend, ob sie an Entscheidungen teilhaben und Maßnahmen zu ihrem Schutz mitbestimmen können (Eriksson 2012). Dies ist auch für die frühe Hilfe wichtig, denn in Familien können außer dem Neugeborenen auch ältere Kinder mitbetroffen sein.

3. Begriffsklärungen

Es ist wichtig, darüber nachzudenken, was wir unter „Gewalt“ verstehen. Verschiedene Fachrichtungen verwenden die Begriffe Aggression und Gewalt unterschiedlich, und darüber es gibt keine fachübergreifende Verständigung. Das sorgt in der Praxis manchmal für Verwirrungen.

Juristisch richtet sich die Qualifizierung als **Gewalt** nach den strafrechtlichen Bestimmungen, und viele empirische Studien richten sich ebenfalls danach, weil ihnen daran liegt, den Unrechtsgehalt der Handlungen deutlich machen zu können, und auch, um deren Häufigkeit vergleichen zu können. Jedoch wird Vieles, was verletzt oder schädigt, strafrechtlich nicht erfasst.

In der Psychologie wird der Begriff **Aggression** bevorzugt. In den Lern- und Verhaltenstheoretisch orientierten Ansätzen und in vielen empirischen Studien wird Aggression an der zugefügten Schädigung gemessen. Demgegenüber fassen subjektorientierten Richtungen und Therapien Aggression als eine dem Menschen innewohnende Disposition und Energie, die sich in Aktivität äußert. Gerne wird dann zwischen destruktiver und konstruktiver Aggression unterschieden wobei für letztere energisches, zupackendes Handeln und die Fähigkeit zur Abgrenzung und Selbstbehauptung steht.

In der Soziologie wird mit Blick auf Handeln im gesellschaftlichem Zusammenhang mit dem Begriff Gewalt häufiger auf die Zufügung von Schädigung verwiesen. Unterscheidungen etwa zwischen personaler Gewalt, institutioneller Gewalt, struktureller Gewalt finden sich dort häufig. Popitz (1992) bestimmt Gewalt als „direkte Machtaktion“ und weist auf die grundsätzliche Verletzungsoffenheit des Menschen.

Schließlich fokussiert die Erziehungswissenschaft die pädagogischen Beziehung und achtet auf Interaktion und Einfluss; Gefragt wird nach dem Verhältnis von Aggression und Gewalt, mit immer neuen Versuchen, die Begriffe zu definieren (vgl. z.B. Tillmann u.a. 2000, Micus 2002). Ich stehe am ehesten in dieser Tradition, und arbeite mit dem folgenden Begriffsverständnis:

- (Konstruktive) **Aggression**: Selbstbehauptung (auch als Reaktion auf Grenzüberschreitungen oder in Verarbeitung von Wut oder Ärger), zupackendes Handeln;
- (Destruktive) **Aggression**: getragen von einer Haltung der Feindseligkeit, oder darauf gerichtet, ein Gegenüber zu schädigen, zu verletzen, oder zu beherrschen;
- **Gewalt**: Handeln, das zu einer effektiven Schädigung führt oder dies in Kauf nimmt; auch: Angriff mit Hilfe von Machtmitteln, Machtaktion im Sinne von Popitz. *Dazu schrieb Popitz: „Der Mensch muss nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muss nie, kann aber immer töten... in allen Situationen, ...in verschiedenen Gemütszuständen...für alle denkbare Zwecke.“*

Aggression ist notwendig für das Leben, es kommt darauf an, sie zu regulieren, sie zivilisatorisch in Beziehungen und Lebensformen einzubinden, die Verlässlichkeit und Entfaltung erlauben, und das Ausmaß und die Dauer der Verletzungen begrenzen. Aggressivität zwischen Eltern ist z.B. zweifellos – wie jedes andere Defizit in Beziehungskompetenz – belastend für das Kind, diese Wirkung kann aber im Rahmen von Sorge und Zuwendung aufgefangen oder entschärft werden. Weit gravierender und *spezifisch* belastend ist chronische, geschlechts-bezogene Gewalt, und zwar auch auf niedrigem Niveau: dies ist für die häusliche Gewalt typisch.

4. Was wissen wir über häusliche Gewalt heute?

Auf der Basis der vorliegenden Daten aus verschiedenen Ländern sind deutliche Unterschiede in der Art, dem Kontext und den Auswirkungen von Gewalt bei Frauen und bei Männern zu erkennen. Frauen sind wesentlich stärker durch körperliche sowie durch sexuelle Gewalt in der Familie und durch Partner bedroht; Männer sind deutlich mehr körperlicher Gewalt in öffentlichen Räumen ausgesetzt. Das Erleiden von Gewalt ist bei Frauen und Männern nicht spiegelbildlich gleich, sondern mit dem Geschlecht verbunden

unterschiedlich. In Anbetracht der Bedeutung des Körpers, der intimen und familiären Beziehungen und der Sexualität bei interpersoneller Gewalt sind diese Ergebnisse nicht überraschend. Sie passen nur schlecht zum allgemeinen Denken über Gleichheit.

Unbestritten gibt es auch Gewalt, die vorwiegend Männer betrifft, oder weil sie Männer sind, etwa durch Straßenkriminalität oder Militäreinsatz. Die Einordnung von Gewalt gegen Frauen (und übrigens auch, auf anderer Grundlage, von Gewalt gegen Kinder) als Menschenrechtsfrage bedeutet, dass der Staat eine besondere Verantwortung hat.

Im internationalen Recht wird Gewalt gegen Frauen als Menschenrechtsverletzung anerkannt, dies schon ab 1993, und zwar deshalb, weil sie die Teilhabe an verbrieften Grundrechten aushöhlt oder verhindert, indem Frauen spezifisch erniedrigt werden, etwa durch:

- Körperliche Gewalt
- Sexuelle oder sexualisierte Gewalt
- Psychische bzw. emotionale Gewalt
- Ökonomische Gewalt
- Soziale Gewalt

Nicht jede verletzende Handlung berührt die Menschenrechte! Dies gilt dann, wenn individuelle Gewalthandlungen dadurch ermöglicht oder toleriert werden, weil eine strukturelle Ungleichmächtigkeit in der Gesellschaft ihnen zugrunde liegt, und kein wirksamer Schutz vor dem Missbrauch solcher Macht da ist. In diesem Sinne wird von „gender-based violence“ oder „Gewalt im Geschlechterverhältnis“ gesprochen. So zeigen die Prävalenzdaten, dass Frauen, die Angriffe in der Partnerschaft erlebt hatten, weitaus häufiger als Männer

- Von direkten Verletzungsfolgen berichteten,
- wiederholte Attacken erlebte,
- in Angst gelebt, und
- gesundheitliche Langzeitfolgen zu ertragen hatten.

Kennzeichnend für häusliche Gewalt ist daher die Einbettung verletzender Handlungen in einem Zusammenhang von Zwang und Kontrolle sowie Drohungen.

Die Interpretation alltäglicher zwischenmenschlicher Gewalt als Menschenrechtsverletzung hat eine große Bedeutung: Damit wechseln verletzenden Handlungen aus der Privatsphäre in den Bereich der öffentlichen Angelegenheiten; es wird eine Pflicht der Staaten bestimmt, nicht nur Hilfe für diejenigen zu bieten, die vor der Gewalt fliehen, sondern aktiv gegen die Gewalt vorzugehen.

Die Forschung unterscheidet heute zwischen situativer Gewalt als Konfliktverhalten in Beziehungen, die auch wechselseitig sein kann, und Muster der einseitigen Gewalt. Dabei kommt es nicht unbedingt auf die Häufigkeit und Schwere der körperlichen Attacken an, obwohl dies meist eine wichtige Komponente ist, sondern auf ein Gesamtmuster von Dominanz, Zwang und Unterordnung, die längerfristig etabliert wird; Evan Stark (2009) nennt es ein „pattern of coercive control“. Dazu gehören soziale Isolierung, unberechenbare Angriffe mit wechselnden Vorwänden, Einschüchterung und Drohungen, sexuelle Gewalt, übersteigerte Eifersucht, extreme Überwachung, Demütigung und Einsperren. Körperliche Gewalthandlungen sind, in einem solchen Kontext eingebettet, weniger Formen der Konfliktaustragung als Mittel der Dominanz. In solchen Beziehungen kommt es allerdings am ehesten zu den schweren Gewaltformen mit Verletzungen und erheblichen Folgen. Wiederholte Gewalt mit Verletzungsfolgen in einer Beziehung deutet aber mit Wahrscheinlichkeit auf eine Struktur von Angst, Kontrolle und Zwang hin.

Die verschiedenen Formen von Gewalt – körperlich, sexuell, psychisch-emotional, sozial und finanziell – sind eine Alltagsressource für Dominanzverhalten. In unserer eigenen Mehrheitskultur, die seit Jahrhunderten den Mann sowohl dazu verpflichtet, als auch damit „geködert“ hat, über Frauen zu bestimmen und zu verfügen, haben unzählige Jungen und Männer gelernt, jede Art von Konflikt oder Beunruhigung im sozialen Nahraum mit Dominanzversuchen zu bewältigen. Dieses Lernen kann aber auch rückgängig gemacht werden, weshalb die anti-Gewalt Arbeit mit Jungen und Männern häufig mit kognitiv-verhaltensorientierten Ansätzen und im Gruppenkontext angelegt wird. Dieser Ansatz ist zu einem bedeutsamen Anteil auch erfolgreich, wenngleich darauf geachtet werden muss, dass manche auf Gewalt ausgerichtete Jungen und Männer damit nicht zu erreichen sind, weil tiefer liegende Faktoren eine Rolle spielen.

Weil männliche Aggression sozial akzeptiert ist, hat diese Gewalt sehr verschiedene Quellen. Förderlich dafür, Beziehungsgewalt oder sexuelle Gewalt auszuüben; sind:

- Einstellungen und Mythen, die das Bezwungung von Frauen rechtfertigen
- Miterleben von Gewalt des Vaters gegen die Mutter
- Traditionelle Geschlechtsrollenerwartungen
- Angst vor Beschämung oder Männlichkeitsverlust
- Höhere männliche Dominanz und Entscheidungsmacht in der aktuellen Beziehung
- Stress

5. Bedeutung von Gewalt in Paarbeziehungen für die Frühe Hilfe

Frühe Hilfen erreichen derzeit vorrangig Mütter, und sie erreichen sie in einer Lebensphase, die von der ganz normalen Krise der Schwangerschaft geprägt ist. In dieser Situation gibt es, wie in der Adoleszenz, eine potentiell höhere Vulnerabilität, zugleich aber auch ein höheres Potential zur Veränderung.

Weil Beziehungsgewalt im alltäglichen Kontext eingebettet ist, gibt es ohnehin eine Neigung, sie auf vielfältige Weise gering zu schätzen, und zwar sowohl auf Seite der Außenkontakten des Paares, als auch bei der Frau selbst. Jede übergriffige Handlung erscheint für sich genommen „nicht so schlimm“, als dass Konsequenzen gezogen werden müssten. Zudem gewinnt die Bindung an Bedeutung. In der Schwangerschaft knüpfen viele Paare erneut bei traditionellen Rollen an. Die Differenz der Geschlechter tritt in den Vordergrund. Zwar steigert die Schwangerschaft die empfundene Gebundenheit des Paares, sie steigert aber auch nicht selten das Gewaltpotential auf der Seite des Mannes. In vielen Studien hat sich ergeben, dass eine Schwangerschaft den Beginn von Misshandlungen markiert.

Ich möchte aber eine andere Dimension dieser Lebensphase hervorheben. Der Übergang zur Mutterschaft ist eine Entwicklungskrise, die Gefahr und Chance in sich trägt. Denn es handelt sich um ein ganzheitliches, körperlich-sinnlich fundiertes Erleben von Wandel und Verwandlung, bei dem auch früheren Fixierungen und gewohnte Problemlösungen verflüssigt werden können.

Das ist für die frühe Hilfe von enormer Wichtigkeit, denn die Prävalenzdaten deuten darauf hin, dass 50% bis 75% der in einer Paarbeziehung misshandelten Frauen haben Gewalt in der Kindheit erlebt, und die für viele ein unbewältigtes Trauma ist. Wäre kein Potential der inneren Neustrukturierung vorhanden, müssten wir um das Wohl der Kinder generell besorgt sein. Aber wie die Adoleszenz sind Schwangerschaft und Geburt, so meine These, auch eine „zweite Chance“ zur psychischen Neuorganisation. (Vielleicht deshalb steigert sich oft die männliche Gewalt in dieser Phase!) Denn sie bieten die Möglichkeit, erlittene Vernachlässigung oder fehlende frühe Geborgenheit dadurch „auszugleichen“, dass das

fehlende dem werden Kind geschenkt werden kann. Die belastende Vergangenheit kann in der Form zumindest teilweise wieder zugänglich gemacht und ihr eine neue Bedeutung verliehen werden. Es wäre daher ein schwerer Fehler anzunehmen, die frühe Hilfe können und solle nicht mit Frauen in Beziehungen mit Partnergewalt zu arbeiten versuchen.

Es sind allerdings Hindernisse und Schwierigkeiten zu beachten. Partnergewalt geht mit sozialer Isolation der Frau einher: dies erschwert den Aufbau eines stabilen Kontaktes. Sofern in der Schwangerschaft körperliche Gewalt zunimmt oder gerade anfängt, kann es beim Kontaktaufbau zu unberechenbaren Unterbrechungen und unerklärlichem Verhalten kommen. Dennoch: die gesundheitliche Versorgung ist eine große Chance, denn sie ist die erste Anlaufstelle, die Frauen bei Gewalt kontaktieren. Sensibilisierung und Achtsamkeit können den fragilen Kontakt herstellen / halten

Gewalt in der Paarbeziehung geschieht zumeist verdeckt. Sie wird für Außenstehende meist nicht „sichtbar“, wirkt im Verborgenen, und sie erzeugt *immer* beim Opfer Schamgefühle. Solange die Beziehung besteht, wird Gewalt „normalisiert“ – sie ist dann eine Art von Missachtung unter anderen. Wie Sandra Glammeier in ihrer Dissertation zeigen konnte, ringen Frauen um Anerkennung *innerhalb* der Beziehung, gerade im Übergang zu Elternschaft. Der öffentlich oft verkündigte Meinung, eine Frau müsse einen Mann, der Gewalt ausübt, eben verlassen, wird diesem Grundbedürfnis nach Anerkennung nicht gerecht.

Der Umgang mit einer Frau in dieser Situation ist nicht einfach. Denn wo die Gewalt „zu Hause“ ist, ist auch Angst in der Luft. Angst steckt aber unbewusst an: die HelferIn kann, ohne es zu wissen, eine Scheu vor dem Kontakt entwickeln. Hinzu kommt, dass bekanntlich Angst jede Art des Lernens blockiert, so auch das Erlernen von „parenting skills“. HelferInnen lassen sich von dieser Angst oft verblenden, oder sie weichen aus. Jedoch: Eine Vertrauensbeziehung, die keine Sanktionsmacht vertritt, birgt die beste Chance, dass die betroffene Mutter sich offenbart.

6. Wer und was kann helfen? Einige Thesen

Gefordert ist nicht eine „Rettung“ sondern das Vermögen, zuzuhören, Anerkennung zu geben, und Ressourcen zu vermitteln. Möglicherweise ist erst im Anschluss daran die Vermittlung einer fachlichen psychologischen Diagnose und eventuell Therapie angebracht. Für die Anknüpfung einer helfenden Beziehung sollten man das Potential der Familienhebammen nicht unterschätzen. Denn diese Hebammen war die erste (außer der Psychotherapie), die im Gesundheitswesen das Thema „Gewalt in Paarbeziehungen“ aufgegriffen hat; sie sollten nicht unterschätzt werden.

Es gibt heute grundlegende Standards für die gesundheitliche Versorgung gewaltbetroffener Frauen (vgl. Hagemann-White/Bohne 2003). In kurzen Stichworten zusammengefasst ist gefordert:

1. Offenheit für das Thema signalisieren
2. Anzeichen wahrnehmen
3. Das Thema ruhig ansprechen
4. Adäquat reagieren
5. Informieren

Das alles kann gelernt werden!

Kompetenzen sind in der Aus- und Fortbildung gefordert. Denn es ist davon auszugehen, dass die frühe Hilfe durchaus häufig auf gewaltbelastete Paarbeziehungen stößt, auch wenn das weniger ins Auge fällt, da zumeist mit den Müttern gearbeitet wird. Dies bedeutet, dass Gewalt nicht als zu meidender Sonderfall sondern als Teil des Alltags zu behandelt ist.

Wer für die Frühe Hilfe fortbildet, braucht daher

- Solides und sicheres Grundwissen über die Gewaltproblematik und Warnsignale
- Grundwissen über Methoden der Risikoabschätzung: wie gefährlich ist er?
- Eine eindeutige Haltung: Respekt für Grenzen, Verantwortung übernehmen
- Die Fähigkeit, das Sprechen über schwierige Themen zu üben.

Wer in der Familie geht und dort auf Gewalt trifft, muss allerdings wissen

- Dass sie selbst Beratung erhalten kann
- Dass Ressourcen für Frauen real da sind
- Dass sie weitervermitteln, abgeben kann

Dies scheint noch unterentwickelt zu sein. Kommunale Netzwerke der frühen Hilfe müssen deshalb mit Interventionsnetzwerken zu häuslicher Gewalt verzahnt sein

Multiprofessionelle Fortbildung hat sich zudem als hilfreicher Ansatz erwiesen. Denn:

- Häusliche Gewalt verlangt Handeln durch vielfältige Institutionen und Berufsgruppen – keine Fachkraft und keine Institution kann das Problem alleine lösen.
- Multi-professioneller Fortbildung scheint besonders geeignet, Orientierung und Zuversicht zu geben und Wissen für das Handeln .
- Perspektivwechsel und Horizonterweiterung im Austausch verschiedener Berufe zeigen Möglichkeiten auf, entlasten aber auch.

Frühe Hilfe verfehlt ihren Sinn, wenn sie bei Gewalt ausweicht

- Essentiell ist die Kooperation mit Interventionsprojekten und Netzwerken
- In der Fortbildung zur Familienhebamme muss das Thema „Sprechen über Gewalt“ integriert sein
- Wissen über Hilfe bei Gewalt in der Paarbeziehung muss in jedem Programm Frühe Hilfe abrufbar sein.

Es ist nicht die Frage, **OB** Frühe Hilfen mit Gewalt in Paarbeziehungen und mit betroffenen Müttern zu tun haben, sondern **WIE** sie diesen Kontakt gestalten.

Nur durch bewussten und kompetenten Umgang können ressourcenorientierte Ansätze diejenigen erreichen, die sie am meisten benötigen – auch, aber nicht nur, im Interesse der mit betroffenen Kinder.

*Vortrag von Carol Hagemann-White am 11. Oktober 2023 in Kassel
Literatur zum Weiterlesen*

Archer, John, ed.: Male Violence. London/ NY 1994

Bierhoff, Hans Werner; Wagner, Ulrich (Hg.) (1998): Aggression und Gewalt. Phänomene, Ursachen und Intervention. Stuttgart/ Berlin/ Köln: *Kohlhammer*

Eriksson, Maria (2012): Participation for children exposed to domestic violence? Social workers' approaches and children's strategies, *European Journal of Social Work* 15:2, 205-221.

<http://dx.doi.org/10.1080/13691457.2010.513963>

FRA – European Agency for Fundamental Rights (2014): Violence Against Women : an EU-wide survey. <http://fra.europa.eu/en/publication/2014/violence-against-women-eu-wide-survey-main-results-report>.

Hagemann-White, Carol/Bohne, Sabine (2003): Versorgungsbedarf und Anforderungen an Professionelle im Gesundheitswesen im Problembereich Gewalt gegen Frauen. In: Nordrhein-Westfalen, Landtag: Zukunft einer frauengerechten Gesundheitsversorgung in NRW. Bericht der Enquetekommission des Landtags Nordrhein-Westfalen. Wiesbaden.

Hagemann-White, Carol/ Grafe, Bianca/ Kavemann, Barbara/ Kindler, Heinz/, Meysen, Thomas,/ Puchert, Ralf (2011/2021): Faktoren, die Gewaltausübung begünstigen – ein Überblick über den Forschungsstand mit einem interaktiven Modell zur Genese von Täterschaft. online at

<https://www.humanconsultancy.com/assets/factor-model-en/index.html>

Harway, Michelle & J. O'Neil, eds.: What Causes Men's Violence Against Women? Thousand Oaks 1999)

Hester, Marianne (2009): Who does what to whom? Gender and domestic violence perpetrators. Bristol http://www.nr-foundation.org.uk/publications_domabuse.html

Krug, Etienne G.; Dahlberg, Linda L.; Lozano, Rafael; Mery, James A.; Zwi, Anthony B. (2002): World report on violence and health. WHO, Geneva.

Micus, Christiane (2002): Friedfertige Frauen und wütende Männer? Theorien und Ergebnisse zum Umgang der Geschlechter mit Aggression. Weinheim/ München: *Juventa*.

Müller, Ursula/ Schröttle, Monika (2004) Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

www.bmfsfj.de Stichwort – Forschungsnetz – Forschungsberichte

Penfold, Roselind (2006): Und das soll Liebe sein? Geschichte einer bedrohlichen Beziehung. Frankfurt/Main: Eichborn AG

Popitz, Heinrich (1992): Phänomene der Macht. Tübingen (2. Aufl.)(*Mohr Siebeck*)

Schröttle, Monika (2009): Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen: Sekundäranalytische Auswertung nach Schweregraden, Mustern, Risikofaktoren und Unterstützung. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

<http://www.bmfsfj.bund.de/bmfsfj/generator/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationsliste,did=120792.html>

Stark, E. (2007) Coercive Control: How Men Entrap Women in Personal Life, Oxford: Oxford University Press

Tillman, Klaus-Jürgen u.a.(2. Aufl. 2000): Schülergewalt als Schulproblem. Verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven. Weinheim/München: *Juventa*